

### 3.Sonntag in der Passionszeit (Oculi) 2019 - Evang. Stadtkirche Baden-Baden

#### **„Gottesfinsternis“ (Jer. 20, 7-11a)**

von Pfarrerin Marlene Bender

*Herr, öffne unsere Augen, dass sie sehen die Wunder an deinem Gesetz! Amen.*

Liebe Gemeinde,

bevor Abraham Lincoln Präsident der Vereinigten Staaten wurde, musste er noch, wie alle Kandidaten, durchs Land ziehen und Reden halten. Daneben gab es Flugblätter und Parteifreunde, die für ihn warben. Lincoln selber, ein hagerer, schweigsamer Mann, stellte sich um der Sache, um seines politischen Anliegens willen, auf die Bühnen. Privat aber war er wortkarg, manchmal wirkte er depressiv und verschlossen. Heute würde ein solcher Mann – der die USA von der Sklaverei befreit hatte! – keine Chance für eine politische Karriere haben. Nicht smart, nicht glatt und wendig, nicht verbindlich lächelnd, nicht emotional und laut – das geht gar nicht. Heute muss man sich verkaufen können, gut drauf sein. Kantig ist ok, aber bitte dann doch nicht spalterisch. Möglichst viele müssen die oder den sympathisch finden, den sie wählen sollen. Ein Typ wie Lincoln würde keine mächtigen Unterstützer finden. Sympathieträger sind gesucht.

Und man sucht sie auch in der Kirche. Den meisten gefällt es, wenn Bedford-Strohm, der Ratspräsident der EKD, und sein katholisches Pendant, Bischof Marx, gemeinsam und gut gelaunt in die Kamera lächeln. Kirche soll schließlich modern wirken, offen, sympathisch eben. Wenn dann in Predigten oder im Reli-Unterricht Vorbilder oder Persönlichkeiten aus Bibel und Kirche vorgestellt werden, dann sollen auch die ermutigen und deshalb ansprechend wirken. Dazu passen freilich weder Zweifel, Anfechtungen noch Einsamkeit – darüber redet man besser nicht, das könnte abschreckend wirken. Was war das daher für ein Aufruhr, als vor ein paar Jahren die Tagebücher der Mutter Teresa bekannt wurden! Die Nonne, die den Friedensnobelpreis erhalten hatte und von der katholischen Kirche heiliggesprochen wurde, zeigte sich hier von ihrer verborgenen Seite. Sie schreibt *„Dunkelheit umgibt mich von allen Seiten. Meine Seele leidet. Vielleicht gibt es gar keinen Gott. Ich spüre eine unendliche Sehnsucht, an ihn zu glauben.“*

Mutter Teresa litt an ihrem Gott. Sie rang mit ihm und den dunklen Gedanken. Darf man darüber reden? Ja, man muss! Denn Glaube zaubert kein leichtes, locker-flockiges, gut gelauntes Lebensgefühl. Er ist kein spirituelles Dopingmittel, keine sanft-entspannende Lebens-Stimulanz – eben kein Opium des Volkes, besänftigend und einlullend.- Im biblischen Wort für die heutige Predigt begegnen wir einem Mann, der eine ganz ähnliche Erfahrung macht wie Mutter Teresa und wie so viele Glaubende: Jeremia, ein Prophet im alten Israel, muss feststellen: Ohne Gott wäre mein Leben leichter verlaufen, ohne Ihn hätte ich ruhiger gelebt. Fünf Gebete sind uns von ihm überliefert, und man hat beim Lesen den Eindruck, dass sich in ihnen die Verzweiflung steigert, dass es in diesem Menschen immer finsterner wird. Es gibt in der Bibel, vor allem in den Psalmen, viele Klagegebete, die nicht zimperlich sind: die Gott anklagen und ihm die Not entgegen schreien. Aber Jeremia lässt hier alle bekannte Gebetsprache weit hinter sich, wenn er klagt (Ich lese aus dem 20. Kapitel des Jeremia-Buches):

*HERR, du hast mich überredet und ich habe mich überreden lassen.*

*Du bist mir zu stark gewesen und hast gewonnen; aber ich bin darüber zum Spott geworden täglich, und jedermann verlacht mich.*

*Denn sooft ich rede, muss ich schreien; »Frevel und Gewalt!« muss ich rufen.*

*Denn des HERRN Wort ist mir zu Hohn und Spott geworden täglich.*

*Da dachte ich: Ich will seiner nicht mehr gedenken und nicht mehr in seinem Namen predigen. Aber es ward in meinem Herzen wie ein brennendes Feuer, verschlossen in meinen Gebeinen. Ich mühte mich, es zu ertragen, aber konnte es nicht.*

*Denn ich höre, wie viele heimlich reden: »Schrecken ist um und um!« »Verklagt ihn!« »Wir wollen ihn verklagen!«*

*Alle meine Freunde und Gesellen lauern, ob ich nicht falle: »Vielleicht lässt er sich überlisten, dass wir ihm beikommen können und uns an ihm rächen.«*

Jeremia ist an Gott fast zerbrochen, fast – oder vielleicht auch ganz und gar. Das wissen wir nicht, denn seine Spuren verlieren sich am Ende seines Lebens.

Jeremia war einsam. Wir alle wissen: Einsam sein ist schwer – im Unterschied zum Alleinsein. Wer allein ist, kann seinen Tag selbst einteilen, kann sich seinen Vorlieben widmen und für sich entscheiden, was er tun und lassen will. Wer allein lebt, kann dennoch mit der halben Welt befreundet sein, durch Telefon und Briefe (das soll's heute noch geben!) und rege Besuche.

Wer einsam ist, hat hingegen niemanden, mit dem er sprechen kann. Niemandem, dem er zuhören, mit dem er seine Gedanken teilen kann.

Jeremia war beides: Einsam und allein! Allein stand er auf einsamem Posten. In einer Zeit politischer Ruhe, militärischer Sicherheit und religiöser Reformen soll er „Frevel und Gewalt“, „Schrecken ringsum“ ansagen. Klar, dass die Leute über ihn den Kopf schütteln. Ein Spinner, ein Ruhestörer, ein Querulant. Aber es bleibt nicht allein beim Spott: Freunde wenden sich von ihm ab, die Gegner bedrohen Leib und Leben, man versucht, ihn unter Druck zu setzen und moralisch zu vernichten.

Wir kennen das: Ein Gerücht wird über einen Politiker oder einen Promi gestreut. Auch wenn es sich hinterher als Lüge entpuppt, erreichen die Gegner ihr Ziel nach dem Motto: „Irgendwas bleibt immer hängen.“

Für Jeremia zieht sich diese Einsamkeit durch: Auch viele Jahre später, als sich seine Prophetie traurigerweise erfüllt hat und das Land vernichtet ist, gehen die Auseinandersetzungen weiter. Jeremia landet irgendwann im Gefängnis-Schließlich wird er nach Ägypten verschleppt. Seine biographischen Notizen verlieren sich im Dunkeln.

Die Einsamkeit ist bitter. Aber noch schlimmer ist für Jeremia das Gefühl, auch von Gott im Stich gelassen zu werden. ER, Gott, in dessen Name er doch reden soll, der ist ihm keine Hilfe. Keine Hilfe bei den Belastungen in diesem schweren Amt, wo das Mobbing umgeht, wo ehemalige Freunde ihn klein machen, wo er sich ausgegrenzt fühlt. Auch wenn Jeremia an die Anfänge denkt, damals, er jung und unsicher dem Ruf gefolgt ist: Auch im Rückblick fällt Jeremia nichts Tröstendes ein. „Ich habe mich nicht um diesen Auftrag gedrängt, weiß Gott!“ Diese Klage können wir in seinen sog. Bekenntnissen lesen. Und Freunde wie Feinde verstärken dieses Gefühl der Ohnmacht, wenn sie fragen: „Wo ist Gott denn, wenn man ihn braucht?“ Ja, wo ist ER? Jeremia rechnet immer noch mit ihm. Aber die Zweifel wachsen angesichts der politischen Dummheit, der Allianzen, die die Politiker eingehen, der Katastrophen, die anscheinend nur er auf alle zukommen sieht. So wehrt er sich gegen seine Aufgabe. Er will davonrennen. „Aber es war in meinem Herzen wie ein brennendes Feuer.“ Er kann einfach nicht fliehen, er kann nicht ungeschehen machen, was er weiß. Er weiß zuviel, er

sieht das Desaster kommen. Dieses Wissen kann er nicht abschütteln. Davon kann er nicht schweigen. Jeremia ist nämlich ein Prophet. – und Propheten können nicht taktieren, ob sie sympathisch rüberkommen und andere mitreißen. - Am Mittwoch hat aus der Konfi-Gruppe ein Konfirmandin eine Begebenheit aus dem Leben Jeremias vorgelesen. (Zur Erklärung: Jede Woche sucht jemand anderes aus der Gruppe eine Geschichte aus der Erzählbibel aus und liest sie vor. Zufällig fiel Emmas Wahl auf Jeremia und seinen Konflikt mit dem König.) „Wenn der Prophet Jeremia einer ist, der im Auftrag Gottes zur Umkehr rufen, der vor der Katastrophe warnen soll – gibt es das bis heute? Solche Prophetinnen und Propheten? Könnte dann auch die kleine Schwedin Greta eine Prophetin sein?“ Ich gebe zu: Das ist provokant. Aber wenn wir Spuren des biblischen Auftrags heute suchen, wenn es uns darum geht: Was sollen wir „in Gottes Namen“ heute tun? Dann fällt ja die Antwort nicht vom Himmel. Dann müssen wir streiten und fragen. Zu welcher Antwort die Konfis darüber gekommen sind? Vielleicht fragen Sie sie nachher selbst.

Jeremias unbequemer Auftrag macht in einsam. Aber, wie ich vorhin schon sagte: Noch mehr als an den Menschen leidet Jeremia an Gott. Er lehnt sich auf gegen Gott mit Worten, die fast blasphemisch, also gotteslästerlich klingen: *Du hast mich hereingelegt, Gott, du hast meine Einfalt ausgenutzt. Ich habe mich nicht wehren können – von Anfang an warst du mir überlegen, Gott. Ich habe schließlich eingewilligt, aber ich habe den Eindruck: Du lässt mich fallen.*“

Im Hebräischen stehen hier Vokabeln, die man sonst bei Vergewaltigungen verwendet.

*HERR, du hast mich verführt und ich habe mich verführen lassen.*

*Du bist mir zu stark geworden und hast mich überwältigt.*

Die Begegnung, die Berufung durch Gott vergleicht Jeremia also mit einer Vergewaltigung! Und Gott erscheint wie ein Verführer mit hinterhältigen Absichten. Gegen diesen Gott wehrt sich Jeremia, aber er unterliegt in dem ungleichen Kampf. In äußerster Konsequenz verflucht der Prophet deshalb sein Leben. Wir lesen an anderer Stelle: *Verflucht sei der Tag, an dem ich geboren wurde. ... Warum bin ich aus dem Mutterleib hervorgekommen, wenn ich nur Jammer und Herzeleid sehen muss und meine Tage in Schmach zubringe?*“

Gottesvergiftung. Dieses Wort fiel mir zu Jeremias verzweifelter Gebet ein. Gottesvergiftung. Unter diesem Titel erschien in meiner Studienzeit eine polemische Schrift des Psychoanalytikers Tilman Moser. Eine Abrechnung. In Form eines Gebets schreibt sich der Autor seine Auflehnung, seinen Hass auf Gott von der Seele, nachdem er mit seinem christlichen Elternhaus gebrochen hatte. „Freut euch, wenn euer Gott freundlicher war“, schreibt er in der Einleitung. Und dann kommt seine Abrechnung, verfasst als Gebet. Unlogisch, bewusst, denn für Moser existiert Gott nicht. Im Unterschied zu Jeremia: Der hält an seinem unheimlichen Gegenüber fest. Und ich bin froh, dass die Bibel solche verstörenden Worte nicht ausgemerzt hat. Sie machen den Glauben vielleicht nicht unbedingt attraktiv. Aber, so Jeremia, es kommt gar nicht darauf an, ob ICH den Glauben anziehend oder abschreckend finde, hilfreich oder belastend: Wenn Gott ruft, dann kann sich keiner mehr diesem Ruf entziehen. Rätselhaft ist Gott, und es schmerzt zu erfahren, dass er sich zu Zeiten fremd und unheimlich stellt.

Und das erinnert mich an einen, der am Ende ebenfalls in einer Finsternis zu versinken droht. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Diese Worte könnte Jeremia sprechen, stammen sie doch aus dem 22. Psalm. Aber es war Jesus, der mit diesen Worten am Kreuz starb. Auch erlitt unter seinem Auftrag, auch er war versucht, sich dem allem zu

entziehen. Auch er hatte freilich keine Wahl. „Musste nicht Christus das alles erleiden?“ wurden seine Jünger später, nach der Auferstehung, gefragt.

Jeremia ist mit seinem Schicksal ein Vorläufer des leidenden, angefeindeten Christus. Wie es endet? Bei Jeremia wissen wir es nicht. Aber bisher habe ich den letzten Vers verschwiegen.

Unser Predigttext endet mit den Worten:

*Aber der HERR ist bei mir wie ein starker Held, darum werden meine Verfolger fallen und nicht gewinnen.*

Das ist kein Happy end, kein krönender Abschluss, kein „Alles wird gut“. Aber ein Hinweis darauf, was Gebet bedeutet. Was es aus uns machen kann. Da geht es nicht darum, Gott zu einem Sinneswandel zu bewegen, sondern um den Sinneswandel dessen, der betet: dass unser Sinn mit dem Sinn Gottes synchronisiert werde. Das ist die entscheidende Wirkung des Betens. Wer betet, bleibt nicht, wer und wie er ist. Er und sie bleiben nicht, wo sie gerade stehen, sondern machen sich auf den Weg und versuchen, Gott auf der Spur zu bleiben, ihn nicht zu verlieren. Wer sich, wie Jeremia, so auf Gott einlässt, kommt nicht von ihm los. Doch er darf wissen: Mögen wir auch angefochten sein, wir sind nicht allein. Christus ist unsere dunkelsten Wege mitgegangen. Wenn wir fallen, fallen wir ins eine Arme.

Amen.